

Hier ist Alles Sicher

Anneleen Van Offel

An extract

Original title Hier is alles veilig
Publisher Lebowski, 2020

Translation Dutch into German
Translator Christiane Burkhardt

© Anneleen Van Offel/Christiane Burkhardt/Lebowski/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

1

Dieser Tote ist nicht mein Sohn, das ist ein Mann, den ich nicht kenne. Die schwülwarme israelische Luft drückt mich zu Boden, fesselt mich an den Ledersessel, meine Finger umklammern die Knöpfe, mit denen man die Lehne bequem nach hinten verstellen kann: ein Relaxsessel, wie es so schön heißt. Es gelingt mir nicht, meinen Sohn zu sehen, in dem Toten auf dem Krankenhausbett meinen Sohn zu sehen.

Draußen fahren Autos an, jemand hupt, der Wind streicht sanft durch die Palmen hinter der Scheibe, und hier drin atme ich weiter, in meinem Körper ist ein Verdauungsprozess im Gang, das Herz pumpt Blut durch die Adern, die Uhr in der Zimmerecke tickt viel zu schnell und viel zu laut. Hinter der Tür eilt jemand in einem anderen Leben mit quietschenden Sohlen vorbei. Ich versuche, nicht in Panik zu geraten – darüber dass unser Weg weitergeht, wir gehen weiter und lassen Immanuel zurück, jeder Atemzug ein Vorsprung vor meinem Kind. In der Mitte der Zimmerdecke dreht sich ein Ventilator. Die Luft flirrt über einem Riss, der von einer Ecke aus beginnend hinter der Fußleiste ansteigt, um dann neben dem Bett steil abzufallen wie die Herzschlagkurve eines Kardiogramms. Ganz so als gäbe es jemanden, den ich anrufen kann, lasse ich mein Handy von einer Hand in die andere wandern.

Im Dämmerlicht verschwimmen die Konturen des Bettes, des Rolltisches daneben und des Buches darauf. Es lässt die Flecken auf den Fliesen, den Staub auf der Fensterbank, die vom hölzernen Fensterrahmen abblätternde Farbe und den Glanz der Scheiben verschwinden. Dahinter versinkt Haifa im Abendrot.

Ich fotografiere ihn. Aus Versehen wird der Blitz ausgelöst. Grell beleuchtet liegt er auf dem Bett. Im Nebenzimmer hört man einen Platzregen einsetzen. Jemand ruft etwas, es hallt wie in einem Bad, jemand anderes antwortet. Gelächter.

Die Neonröhren flackern auf. In der Tür steht eine Krankenschwester, die ich bisher noch nicht gesehen habe. Klein, gedrungen, die Finger am Lichtschalter. Sie presst den Mund zu einem schmalen Strich zusammen. „Es tut mir leid“, sagt sie in einem Ton, dem man anhört, dass ihr vor allem eines leid tut: dass ich hier bin. Wie lange bin ich schon hier? Ich habe sie gebeten, mich alleinzulassen, als sie mich herbrachten, mich mit ihm allein zu lassen. Ich bin gekommen, Immanuel, ich bin da.

Sie tritt näher, einen Metalljesus um den Hals, der das Licht reflektiert. Er hat weder Nase noch Augen: ein kantiges, völlig ausdrucksloses Gesicht. Das Kreuz ragt ihm wie Flügel aus dem Rücken. „Wer sind Sie?“

Ich lasse das Handy in meine Handtasche gleiten, die Kamerafunktion ist noch aktiv. „Ich bin Touristin“, habe ich noch heute Nachmittag zum Zollbeamten gesagt und gedacht, genau so ist es: Ich habe meinen Sohn seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, ich schneie kurz in sein Leben herein und bin im Nu wieder weg. Man hat mich ins Land gelassen, weil ich in wenigen Tagen wieder abreise.

„Kann ich den behandelnden Arzt sprechen?“, frage ich.

Die Krankenschwester schüttelt den Kopf.

„Ich bin selbst Ärztin“, sage ich, auch um ihr zu verstehen zu geben, dass ich schon bei Betreten des Zimmers gesehen habe, was er getan hat. Ich kann Körper lesen, ich brauche es nicht laut zu hören, sie soll gefälligst den Mund halten. Mit dem Kinn zeige ich aufs Bett, auf dem mein Sohn nicht aufgebahrt ist, sondern auf dem bloß eine andere Version von ihm liegt. Noch heute Morgen war er hier, er kann nicht weit sein.

Die Krankenschwester kehrt mir den Rücken zu, schiebt sich wie eine Wolke zwischen mich und das Bett. Es ist so weit. Ruckartig komme ich zum Stehen, meine Haut löst sich nur mühsam vom Lederbezug. Und dann sehe ich plötzlich meinen Mann dort liegen, den ich streng genommen gar nicht mehr so nennen darf; auf dem Bett liegt mein Mann, wenn auch vor zwanzig Jahren. Ich drehe mich um zur Krankenschwester, sehe mich selbst in einem weißen Kittel und ringe nach Luft, umklammere das Metallgestell des Bettes.

„Zu schnell aufgestanden?“ Die Krankenschwester hält mich am Ellbogen. „Möchten Sie vielleicht ein Glas Wasser?“

Er ist seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, hat seine braunen Locken, seine Wuschelmähne, seine wächserne Stirn und seine Lippen. Weiter unten jedoch: rote Striemen am Hals, schwarze Blutergüsse vom Nacken zu den Schultern, dünne, unmuskulöse Arme, knochige Handgelenke. Auf seinem T-Shirt grelle Buchstaben. WE WERE STONED IN HEBRON. Ein Cartoon mit kiffenden Soldaten, die von palästinensischen Jugendlichen mit Steinen beworfen werden. Es ist verschossen, vermutlich wurde es schon häufig gewaschen.

An seiner rechten Hand sind nur noch Daumen und Mittelfinger übrig. Verbranntes Fleisch voll weißer, wulstiger Narben.

„Kann ich Ihnen ein Glas Wasser bringen?“

„Ich möchte ihn herrichten“, sage ich.

„Entschuldigung?“, sagt sie. Das ist keine Entschuldigung, sie verlangt eine von mir.

„Waschen will ich ihn, ich will meinen Sohn waschen.“

Sie spielt mit dem Kreuz an ihrer Halskette, pikst sich damit in den Busen. „Das geht doch nicht. Er ist schon hergerichtet.“

Das sehe ich auch. Ich weiß, dass er wieder eine Windel trägt, eine Inkontinenzeinlage, die auffangen soll, was er nicht mehr halten kann. Sein Rücken unter dem T-Shirt dürfte bereits dunkelrot, das zum Stillstand gekommene Blut am tiefsten Punkt zusammengeflossen sein. Ich weiß mehr als mir lieb ist, das bringt mein Beruf so mit sich: Ich nehme diejenigen, die mir nahestehen, auch als Körper wahr.

„Ich brauche einen Eimer“, sage ich. „Und einen Lappen.“ Meine Stimme bricht und damit auch ich. Sie spürt das, sie schüttelt den Kopf. Ich will ihn waschen, ich werde warmes Wasser verwenden, jeden Quadratzentimeter seiner Haut liebkosen, bis ich kein Detail je wieder vergesse, und er nicht anders kann, als es doch noch spüren. Ich bin da, Immanuel, ich bin gekommen.

Ich beuge mich zu ihm, ziehe ein Hosenbein etwas nach oben. Auch hier ein dunkelvioletter Fleck unter der Haut. Sein Bein ist behaart, ein Männerbein. Das ist nicht der Junge, von dem ich mich nie richtig verabschiedet habe. Er ist jetzt dreiundzwanzig, das weiß ich, ich habe weiterhin jeden Geburtstag gefeiert.

„Er hat mir gemailt“, sage ich. „Komm nach Israel, Mama. Sderot Yitzhak 5.“

Seine Härchen sind weich. Ich drücke seine unversehrte Hand; als ich ihn das letzte Mal an den Händen hielt, war er dreizehn, und ich hatte nichts mehr zu sagen; ich drückte sie, und er verschwand, tagelang brachte ich kein Wort mehr heraus. Seine Lippen waren zu einem blassen Strich zusammengepresst, als er ins Taxis stieg. Wie wohl seine Stimme hinter diesem geschlossenen Mund klingt? Ich habe ihn mir stets mit dieser Jungenstimme vorgestellt, kurz vor dem Erwachsenwerden, seine hohe Stimme mit dem leichten Kieksen. Ich will sie hören. Ich bin gekommen, Immanuel.

„Bringen Sie mir Wasser“, sage ich. Seine Haut ist eiskalt. Ich kann ihn aufwärmen, ich muss seine Hände nur in meine nehmen, dann wird ihm automatisch wieder warm. Das Brot, das er heute Morgen gegessen hat, ist noch in seinem Darm.

„Misses ...“ Die Krankenschwester atmet hörbar ein.

„Bringen Sie mir Wasser“, wiederhole ich, diesmal schon ein Stück lauter. Ich drücke seine Finger, bohre die Nägel so fest ich kann in seine Haut. Die gibt leicht nach, ist noch nicht starr, und aus den Augenwinkeln sehe ich, wie die Frau auf mich zueilt, sie packt mich am Handgelenk, versucht, mich von ihm zu lösen, aber ich lasse ihn nicht zurück, nicht noch einmal, ich stoße sie fort, sie knallt mit dem Ellbogen gegen den Rolltisch, dessen Bremsen quietschen.

Komm nach Israel, Mama. Vier Worte, und ich habe mich vier Wochen lang nicht getraut, zu antworten. Die Nachricht erreichte mich unter meiner geschäftlichen E-Mail-Adresse. Er hat auf der Internetseite des Krankenhauses nach mir suchen müssen, um Kontakt aufnehmen zu können.

Die Dusche im Nebenzimmer wird abgestellt.

„Ich möchte den Arzt sehen“, sage ich, vielleicht schreie ich es auch.

„Der Arzt schaut nur einmal die Woche vorbei. Das hier ist eine besondere Einrichtung, wir sind eher so etwas wie ...“ Ihre Halsmuskeln spannen sich an. Sie wartet, sie weiß nicht, ob ich schon soweit bin, die dumme Gans, dabei habe ich es schon längst gemerkt. Oder aber sie traut mir nicht. Ich lasse seine Hand los.

„Wo ist sein Vater? Joachim Polak?“, sage ich.

Joachim Polak. Vor zweiundzwanzig Jahren in einem Krankenhauszimmer: Ich sage ihm, dass er sich keine Sorgen zu machen braucht, sein Sohn wird durchkommen. Ich habe dem Kind eine kleine Maske aufgesetzt, die Sauerstoffdosierung eingestellt; wieder sage ich dem Vater, dass es schlimmer aussieht, als es ist. Er ist kreidebleich, starrt ununterbrochen auf die kleine Gestalt, die jetzt ruhiger atmet. Ich bleibe länger im Zimmer als nötig.

Joachim Polak, ein Name in einer Patientenakte. Ein Name, der schnell zu einem Mann wurde: ein Mann mit dunklen Locken und einem herzförmigen, markanten Gesicht, hinter dem stets ein Feuer zu wüten scheint. Ein Mann, der sich über das Kinderbett beugt wie ein Fragezeichen. Ein Mann, der versucht, eine Lücke zu füllen, ein Mann, der sich breiter macht als er ist, um die Lücke zu füllen, die seine Frau hinterlassen hat. Ein Mann, der versucht, dem Tod zuvorzukommen. Ein Mann, der weiß, was Kapitulation bedeutet. „Alles wird gut“, sage ich, und er nickt. „Ihr Sohn wird wieder gesund“, verspreche ich und höre mir selbst dabei zu.

Joachim Polak. Keine Kurzform, keine Kosenamen, immer nur Joachim. Wenn er panisch aus dem Schlaf hochschrak. Wenn er seine Hand bei der Elternsprechstunde mit meiner verschränkte. Wenn ich mich in unruhigen Nächten an ihm festhielt.

Später konnte ich ihm seine Angst nachfühlen. Seit ich die Mutter seines Sohnes wurde (was übrigens genauso intensiv war wie eine natürliche Geburt), habe ich versucht, mich auf Immanuelns Tod vorzubereiten. Wenn ich jemanden reanimieren musste, reanimierte ich auch mein eigenes Kind. Beim Überbringen schlechter Nachrichten verkündete ich nicht nur den Tod des Patienten, sondern auch den Immanuelns, in meiner Fantasie baute ich eine wacklige Brücke zu den Eltern. Ich übte mich im Trauern. Als frisch gebackene Mutter schlüpfte ich in eine Rolle, etwas von außen bestimmte, wie ich mich zu verhalten und was ich zu empfinden hatte, und das Schlimmste daran war, dass ich mich tatsächlich immer mehr so verhielt und empfand, was ich zu empfinden hatte. „Joachim Polak, sein Vater. Wo ist er?“

Die Krankenschwester schaut zur Tür, als wollte sie die Entfernung bis dorthin abschätzen, um notfalls fliehen zu können.

Ich lege Immanuel die Hand auf die Schläfe. Sanft fahre ich mit dem Daumen über die Haut unter seinem geschlossenen rechten Auge, dann hoch zur Wange, nur so konnte ich mein Kleinkind beruhigen. Wir sollten hier eigentlich gemeinsam stehen, Joachim und ich, unseren Sohn betrachten und sagen: „Schau nur, wie schön er schläft.“

Das Problem ist nur, dass ich mehr weiß als andere Mütter. Ich kenne den schmalen Grat zwischen Leben und Tod. Ich weiß, wie weit der Körper geht, um zu überleben, auch dass wir ihm letztlich völlig egal sind. Im Schnitt stehe ich einmal im Monat machtlos daneben; dann kann ich nicht mehr tun, als den Vorhang zuzuziehen, die Mutter oder den Vater im Relaxsessel Platz nehmen zu lassen, alle Kabel und Schläuche zu entfernen und den Brutkasten wegzurollen. Ihnen das Baby an die Brust zu legen.

Als ich zu Immanuels Mutter wurde, hatte er das Wort „Mama“ längst gesagt. Aber nicht zu mir.

Der Blick der Krankenschwester hat sich verhärtet, sie beißt die Zähne zusammen. Sie wartet darauf, dass ich noch eine Bitte äußere, damit sie sie erneut verweigern kann, aber den Triumph gönne ich ihr nicht. Das gibt mir ein lächerliches Gefühl von Kontrolle, ein letztes bisschen Kontrolle.

Mit dem Selbstbewusstsein eines Menschen der meint, man würde ihn erwarten, taucht ein Mann im Türrahmen auf. „Wie ich sehe, hat man Ihnen den Weg gezeigt.“ Rasch tritt er aus dem Gegenlicht und streckt mir so energisch die Hand hin, dass man meinen könnte, er wollte mich auf Abstand halten. Sein rotes Basecap lässt sein widerspenstiges Haar über den Ohren abstehen. „Chernoff“, sagte er. „Joseph Chernoff, ich bin hier der Leiter. Hat Krista Sie bereits gebrieft?“ Kopfschüttelnd wendet er sich zum Bett. „Wir haben uns so bemüht. Ich finde es einfach nur schrecklich. Zum Glück ist er jetzt in guten Händen, er wurde von seinem Leid erlöst.“ Chernoff presst die Lippen zusammen und legt den Kopf schräg. „Ich weiß genau, wie Sie sich jetzt fühlen. Wir behandeln sie so, als ob sie unsere eigenen Kinder wären.“

Bei seinem Anblick scheint das Zimmer die Luft anzuhalten, sie entweicht, sodass ein Vakuum entsteht, ein Ort, der nicht mehr von dieser Welt ist, und das ist auch so, das hier geschieht nicht wirklich. Das ist nur eine Warnung, ich habe noch eine Chance. In meinem Kopf summt es. Wenn ich die Augen schließe, könnte ich genauso gut wieder auf dem Asphalt des Flughafens stehen wie vor ein paar Stunden, und alles ist gut; ich kann auf der Landebahn eines Landes stehen, das ausschließlich in meiner Fantasie existiert. Es ist der Ventilator, der brummt, und ich bin in einer Stadt, die nicht so ist, wie ich mir sie vorgestellt habe. Dieses Zimmer ist die Folge davon. Siehst du. Da hast du's.

„Ms Lamont? Sie sollten wissen, dass wir alles versucht haben, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. An uns lag es nicht. Wir haben nie behauptet, dass es einfach werden würde. Sie gehen freiwillig mit.“

Ich versuche, dem Riss zu folgen, von ganz unten bis knapp über Immanuels Kopf, wo er einen abrupten Knick macht und bis unters Bett abfällt; ich folge ihm solange, bis ich mir vorstellen kann, **ich** wäre der Riss; ich spüre, wie mich ein fremdes Augenpaar von Kopf bis Fuß taxiert und nicke. Eine Frage, die ich überhört habe. Chernoffs Blick durchbohrt mich wie Röntgenstrahlen.

„Ich habe eine Nachricht von ihm erhalten“, sage ich. „Warum hat er mich gerufen?“

Chernoff schüttelt den Kopf. „Man weiß nie, was in ihnen vorgeht. Wirklich schrecklich ...“ – er wendet sich jetzt an die Schwester – „... wie schwer diese jungen Leute zu durchschauen sind.“ Er stößt einen lauten Seufzer aus. „Man kann sich noch so sehr anstrengen, aber wenn sie es selbst nicht wollen, tja ... Dann sind wir machtlos.“ Er lässt die Schultern hängen, nimmt die Haltung an, die er in seinem Körper als „Mitgefühl“ gespeichert hat. „Wir haben ihn vor ein paar Wochen in Tel Aviv aufgelesen. Es ging ihm dreckig, aber das muss ich Ihnen nicht erzählen. Er hat kein Wort mehr rausgebracht. Ich war selbst dabei, zusammen mit Krista. Wir beugen uns zu ihm hinunter, und er schaut einfach an uns vorbei. ‚Junge, du musst nicht hier sein‘, hab ich gesagt. ‚Du hast kein Drogenproblem, du hast ein spirituelles Problem. Hast du ein Zuhause?‘“

Er holt einen Kuli aus der Brusttasche, klopft damit mehrmals aufs Bettgestell. „Nun, anscheinend nicht. ‚Unser Herrgott liebt dich, mein Junge‘, sag ich daraufhin. ‚Es gibt jemanden, der dich liebt.‘ Da schauen sie alle sofort auf, wenn man das sagt. Damit hat man ihre Aufmerksamkeit. Gut, und dann sagt man: ‚Es gibt ein Zuhause für dich. Du kannst mitkommen, wenn du willst.‘ Sie kommen fast alle mit, weg aus ihrem destruktiven Umfeld in Tel Aviv, auch wenn das die schönste Stadt der Welt ist, da kann man nichts sagen. Sie ist die einzige wirklich hebräische Stadt Israels. Zusammen mit dem Land aufgebaut, aus dem Morast gestampft sozusagen. Gut, wir bringen sie dann jedenfalls ins grüne, ruhige Haifa. Wir sagen übrigens von Anfang an, dass in dieser Einrichtung keine Drogen erlaubt sind. Wir wollen keine bösen Überraschungen. Die Bibel ist die Entziehungskur. Und sie funktioniert. **Cold turkey**, wenn man so will. Unangenehm, aber sie schaffen es.“ Er schweigt kurz. „Die meisten zumindest.“

Ich kann nicht fassen, dass das hier existiert, dieses Zimmer, dass wir alle drei aus unserem hektischen Alltag gerissen und hierher verpflanzt worden sind, ans Bett meines Jungen; ich kann nicht fassen, dass das mein Junge sein soll.

Derselbe Junge, der Pflanzen mit Keksen gefüttert hat – sie hatten schließlich Hunger.

Derselbe Junge, der unter Albträumen litt. „Schlechte Träume sind einsame Gesellen“, pflegte ich damals zu sagen, „sie kommen immer allein, du kannst jetzt also wieder seelenruhig einschlafen, ich lass die Tür einen Spalt offen stehen.“

Mein Junge, der seit seinem fünften Lebensjahr von seinem Vater aus Kippa tragen musste, der sich nach und nach mit alten Ritualen vertraut machte.

Mein Junge. Noch heute Morgen muss er die zugemüllten Balkone gegenüber gesehen haben, auf denen Mülleimer aufbewahrt werden, die zerfranste israelische Flagge, die schlaff vom Geländer hängt; vielleicht hat er in der Ferne das Mittelmeer im Morgenlicht glitzern sehen, es kann aber auch sein, dass er gar nicht mehr so weit geschaut hat. Vielleicht hat er an mich gedacht, an die Nachricht, auf die keine Antwort kam. Vielleicht hätte das alles nicht passieren müssen, wenn er gestern in den Aufenthaltsraum gegangen wäre und sich in sein

E-Mail-Postfach eingeloggt, dort die Antwort vorgefunden hätte, die zu lang auf sich hatte warten lassen.

„Ich komme, Immanuel. Ich freue mich, von dir zu hören. Bitte entschuldige, dass ich erst jetzt antworte, aber morgen (Dienstag) bin ich gegen 17 Uhr in Haifa. Ich werde zu der von dir angegebenen Adresse kommen. Alles Liebe, Lydia (Mama).“

Oder – und das ist der Gedanke, der mir die Luft abschnürt – er hat die Nachricht sehr wohl gelesen und ist heute Morgen in dem Wissen, dass ich gerade die Sicherheitskontrolle in Brüssel-Zaventem passiere, auf den Stuhl gestiegen. Der Metalldetektor piepte, meine Uhr war schuld. Ich nahm sie ab, sie zeigte die Uhrzeit an, als er sprang. Ich legte sie in den Korb und durfte weitergehen. Ich ahnte nicht das Geringste.

Ich habe Wasser bekommen, ein Glas Wasser. Ich habe mich wieder hingesetzt, Chernoff beugt sich zu mir, direkt vor mein Gesicht, überprüft, ob ich in Ohnmacht falle. Das Schmerzmittel (ein Schmerzmittel!), das sie mir zugesteckt haben, zermalme ich in meiner Faust zu weißem Pulver. Ich schüttle den Kopf, anscheinend sage ich, dass es geht. Es geht schon, es wird schon, wir setzen unseren Weg fort, wir lassen Immanuel zurück.

Chernoff trommelt nervös mit seinem Kuli. „Sie dürfen sich selbstverständlich seine gesamte Patientenakte durchlesen, wir sind hier generell so transparent wie möglich.“

„Haben Sie seinen Vater informiert?“, frage ich erneut.

Die Kappe des Kulis fällt herunter. Reflexartig bückt sich Chernoff und greift danach, während er am Bett Halt sucht. „Unsere Informationen nach hatten sie keinen Kontakt mehr. Die meisten jüdischen Eltern tun sich recht schwer mit uns, müssen Sie wissen, und dafür haben wir durchaus Verständnis. Unsere Arbeit stößt auf großen Widerstand in Israel.“

Joachim. Joachim Polak. Ruhelos, sich stets nach einem Ort sehnend, an dem er gerade nicht ist. Ich könne das unmöglich verstehen, das war seine feste Überzeugung. Das sei etwas Jüdisches, etwas zwischen Immanuel und ihm. Sein Sohn war alles, was Joachim nach dem Verlust seiner Frau noch am Leben hielt, und die Vorstellung von diesem Leben schien letztlich nur die Gestalt Israels annehmen zu können. Das war etwas, bei dem ich außen vor bleiben musste. Ich konnte noch so viele Bücher darüber lesen: Joachim war fest davon überzeugt, dass ich seine Bedeutung nie ganz erfassen würde. „Israel ist nicht nur ein Land“, sagte er. „Israel ist ein Seinszustand.“

„Haben Sie Kontakt zu seiner Freundin?“, fragte Krista.

„Hat er eine Freundin?“

„Das vermuten wir, denn anfangs hat er ständig nach ihr gefragt. In den ersten Wochen müssen sie ihr Handy abgeben. Wir halten es für das Beste, dass die Jungs ihre Isolierung so lange wie möglich genießen.“ (Sie sagt doch tatsächlich „genießen“).

Ich hole mein Handy wieder aus der Tasche und gehe auf Facebook. Ihm näher zu kommen als ab und an sein Profil aufzurufen, habe ich mich in den letzten Jahren nicht getraut. Auf dem Foto trägt er eine Armeeuniform und hat den Arm um eine junge Frau gelegt. Er schaut nicht in die Kamera, sondern strahlt sie an. Eine riesige Waffe liegt locker in seiner Hand vor ihrer Brust. Das Foto ist drei Jahre alt. Wie die

junge Frau heißt, steht nicht dort. Lustlos klicke ich mich weiter. Mehrere Stunden nach seinem Tod schicke ich meinem Sohn eine Freundschaftsanfrage. „Haben Sie ihre Kontaktdaten?“

„In seinem Handy vermutlich, doch das ist gesperrt. Aber Sie finden bestimmt jemanden, der es für Sie hacken kann.“ Krista grinst, als sie das Wort in den Mund nimmt.

Aus der Schublade des Rolltisches nimmt Chernoff einen alten, verblichenen Rucksack. „Den hier dürfen Sie natürlich mitnehmen und auch die Kleidung, die er im Moment trägt. Wir bestatten sie in einem Totenhemd.“ Er drückt mir den Rucksack in die Hand. Über dessen gesamte Länge hat jemand hebräische Buchstaben gemalt. Die Vorstellung, dass Immanuel das geschrieben hat, ist mir viel zu intim, mein Kind kommuniziert in Geheimsprache. Sanft fahre ich mit den Fingern über die mit einem Filzstift geschriebenen Buchstaben, Spuren seiner Gedanken, die mich vielleicht zu ihm führen, zu etwas von ihm.

Komm nach Israel, Mama.

Vom Stuhl aus gesehen scheint sein Körper kein Körper mehr zu sein, sondern das Konzept eines Körpers, sein Kondensat, und auch der Riss ist kein Riss, sondern das Negativ der Wand, ein Spalt im Zimmer, eine Öffnung, ein Dahinter: Israel, das Land, über das Joachim und ich sooft diskutiert haben. Das Land, das ich bisher nur aus den Nachrichten kannte, und das er mir erklärt hat, stundenlang: Angefangen von den Ruinen von Caesarea bis zu den Stränden rund um Haifa, von der sagenumwobenen Stadt Akkon und ihrer Zitadelle über die weißen Mauern Jerusalems bis hin zu den himmelstürmenden Hotels in Tel Aviv ließ er ein Land zwischen uns entstehen, in dem er noch nie gewesen war und das den ganzen Edegemer Küchentisch in Beschlag nahm.

Ich könnte schwören, dass ich den Riss knacken höre. Der Ventilator wird langsamer und verstummt klappernd. Es ist, als entwiche der letzte Rest Sauerstoff mit einem einzigen Seufzer aus dem Zimmer.

„Sie müssen jetzt gehen“, sagt Chernoff – das Ergebnis eines Gesprächs, das nicht geführt wurde. „Wir schließen gleich. Morgen findet die Beerdigung statt, so bald wie möglich. So läuft das hier.“

Ich gehe zum Kopfende des Bettes. Ich beuge mich zu Immanuel hinunter, flüstere seinen Namen wie damals, als ich ihn sooft geweckt habe, so als könnte ich, indem ich ganz nah bei ihm bleibe, das Zeitloch zwischen uns kitten.

„Keine Sorge“, höre ich Chernoff sagen. „Er war hier sehr glücklich. Unter der Pergola im Garten konnte ich stundenlang mit ihm diskutieren. Wir waren die Antwort auf seine Fragen.“

Krista bejaht eifrig. „Vor allem die Vorstellung, dass es Vergebung für ihn gibt, hat ihn beschäftigt.“

Ihre Worte bleiben kurz zwischen uns im Zimmer hängen. Ich drehe mich um und schaue ihr direkt in die Augen. „Ich komme nicht mit“, sage ich ruhig. Wieder drehe ich mich zum Bett, zu Immanuel, und dann sehe ich, wie sich der Riss über die gesamte Wand verzweigt, wie Eis, das bricht.

„Sie werden das Zimmer trotzdem verlassen müssen.“ Wer von beiden das sagt, höre ich da schon nicht mehr, ich lasse den Riss nicht aus den Augen, langsam versinkt er im Boden. Joachim. Er wollte doch für ihn sorgen. „Für den Jungen ist es besser so“, meinte er, wo ist Joachim, Joachim müsste eigentlich hier sein, er hat versprochen, sich um Immanuel zu kümmern, unter meinen Füßen kriecht der Riss weiter zur Tür, und in dem Moment schaue ich wieder auf und sehe, wie Chernoff und Krista mich befremdet anstarren, ihre Lippen formen Worte, Krista winkt mir, aber ich werde Immanuel nicht zurücklassen, noch einmal werde ich das nicht zulassen, Joachim, wo ist Joachim, ich werde dieses Land nicht verlassen, bevor ich ihn gefunden habe, bevor ich Immanuel gefunden habe. Und als der Riss die Tür erreicht hat, beschleunigt er sein Tempo, er schießt um Chernoff und Krista herum Richtung Flur, vorbei an den unlesbaren Plakaten, durch die Tür hinaus ins Freie, die Steintreppe hinunter in den Garten, wo die Zitronen gelb in den Bäumen hängen, die Passionsblume in voller Blüte steht. Er verläuft unter dem Zaun hindurch, folgt der Sderot Yitzhak zum Gipfel des Berges, auf dem der Tempel steht, von dem Joachim mir sooft erzählt hat, dort hält er kurz inne, um durch die Gittertore zu den symmetrisch angelegten Gärten des Tempels vorzudringen: große Kreise aus Rosen auf der einen und große Kreise aus Rosen auf der anderen Seite. Vorbei am Heiligen Schrein mit der goldenen Kuppel, zwischen den grünen Heckenbögen und Veilchenbeeten hindurch, die fein säuberlich um das Heiligtum angelegt wurden, nur ich sehe, wie der Riss die Stadt einnimmt, wie er an den Fassaden der Häuser emporklettert und sich in den Seitenstraßen verzweigt wie die Nerven eines Blattes. Wie er unter schlendernden Füßen hindurchhuscht, die Unterstadt

wie eine Krakeleeschicht hinter sich lässt und den Berg Karmel erklimmt. Sich über den Asphalt der Sderot Morya ausbreitet, wo der Taxifahrer mich heute Nachmittag abgesetzt hat, vorbei an den Dönerläden und Geschäften mit Billigtextilien, in denen die Schaufensterpuppen aus durchsichtigem Plastik sind, und die Fähnchen sie eher wie Feigenblätter als wie Mode verhüllen, schon vor dem Verkauf aus der Form geraten.

Über den Bergrücken eilt er weiter nach Achuza, dem höher gelegenen Teil der Stadt, der überwiegend jüdisch ist und in dem die Zeit noch schneller zu verstreichen scheint als in der lebhaften Unterstadt. Die Menschen hasten unter lautem Hupen von einem Moment zum nächsten, der Riss lässt sich mit zur Autobahn hetzen, die ihn direkt mit dem Rest des Landes verbindet.

Während ich sehe, wie Chernoff auf mich zukommt, beuge ich mich über Immanuel, ich sage seinen Namen, rufe ihn, meinen Sohn, ich rufe ihn, spüre wie sich ein Zittern in mir Bahn bricht. Chernoff packt mich am Arm, und ich gebe ihm einen Klaps, viel heftiger als gewollt, ich wende mich ab, als wäre nichts passiert, „Tut mir leid, Immanuel“, sage ich, „tut mir leid.“ Er muss das doch hören, irgendwo muss er mich doch hören. „Tut mir leid“, es kommt von weit weg, und nur wenn er es hören kann, ist es ausgesprochen, ist es wahr.

Und tief im Innern der Klagemauer von Jerusalem beginnen die Steine zu weichen, nur ein winziges bisschen, für niemanden sichtbar, auch hier ist der Riss durchgegangen, bis ins Innerste von dem, was vom Zweiten Tempel übrig blieb. Die Juden pressen die Stirn gegen die Mauer und spüren kleine Erschütterungen, dieselben, die die Muslime spüren, als sie den Kopf ein Stück weiter in den Boden der Al-Aqsa-Moschee drücken. In den engen Gassen des armenischen Viertels läuft ein Junge neben seiner Mutter her und ruft, seine Hand sei gespalten, „Schau nur, Mama!“ Und die Mutter sagt, dass diese Linien zu seiner Hand gehören, dass er nur lernen muss, sie richtig zu lesen. Der Junge setzt sich auf eine Mauer, es gelingt ihm nicht. Unter ihm saust der Riss zu den Mauern der Altstadt, die eine Eroberung der Stadt unmöglich zu machen scheinen.

Unweit dieser Festung stellt eine Großmutter die Einkäufe, die sie gerade auf dem Markt gemacht hat, auf den Tisch, sie nimmt ihr Kopftuch ab und staunt über den Schwindel, der ihren Körper zu erfassen scheint wie ein elektrischer Schlag. Sie muss sich kurz hinlegen, dort auf dem Bett wird sie von einer Enkelin gefunden, die erst denkt, die Oma betrachte den Riss an der Decke, um sich dann zu wundern, dass sie so lange gucken kann, ohne zu blinzeln. Als Nächstes rennt das Kind durch den Souk und sucht nach seinem Vater, der gerade auf einem Hocker vor seinem Souvenirladen eindöst. Während das Mädchen mit seinem Vater an der Hand nach Hause zurückeilt, schießt der Riss unter ihren Füßen bis ans andere Ende der Stadt, wo er langsamer wird und weiterkriecht, durch das Goldene Tor. Er lässt sich von keiner Mauer aufhalten, der Riss, auch nicht von den israelischen Sperranlagen, er durchdringt das Bauwerk aus Stacheldraht, Barrikaden, Toren, Türmen und Beton, saust auf direktem Weg weiter bis zu den dahinter liegenden Palästinensergebieten. In den Olivenhainen teilt er sich. Der eine Teil verschwindet in die Wüste Negev Richtung Gazastreifen, wo er die Mauer eines Hauses vor der Großen Moschee hochklettert. Er spürt, wie ein Kind ihm mit dem Finger folgt, bis zu der Stelle, wo er neben einem Fenster endet. Die andere Verzweigung führt an den kleinen palästinensischen Dörfern vorbei nach Hebron, und von dort aus flieht der Riss zum Toten Meer, wo er sich über den Salzstrand zum Wasser vorarbeitet, um dann im Grund des flachsten Meeres der Welt zu verschwinden.

Ich stehe auf dem Flur. Chernoff hat mich am Arm gepackt. Krista löscht hinter mir das Licht, sie schließt die Tür. Noch bevor ich etwas sagen kann, werde ich nach draußen geführt, das Tor schließt sich hinter mir. Ich lasse mich auf eine Bank sinken. Die Schatten der Blätter malen Muster auf den Kiesweg. Ein Piepen kommt aus meiner Handtasche. Eine Handymitteilung. Eine Benachrichtigung von Facebook, das sich ungefragt wieder aktiviert hat. Ich muss sie mehrmals lesen, bis ich sie verstehe, aber da steht doch tatsächlich: „Immanuel hat deine Freundschaftsanfrage bestätigt“.